die Schlacht bei Eylau 1807 miterlebt. Ihr Vater war noch Prediger gewesen; sie hatte alles verloren, beide Eltern, Haus und Heimat und Vermögen. Wie sie dann nach unserer kleinen Stadt gekommen war, weiß ich nicht. Sie war schon sehr alt und ging Tag für Tag nähen in den guten Häusern, als ich sie kennen lernte. Sie war stets gut und freundlich und sehr altertümlich angekleidet, und wir Kinder trieben manchen Unfug mit ihr, den sie immer mit gutem Humor ertrug. Aber wir wagten nicht, sie nach jener schweren Zeit ihrer Kindheit zu fragen. Wir wußten es, daß sie früher bei solchen Fragen in einen Strom von Tränen ausgebrochen war und sich gar nicht hatte beruhigen können. Dann kam nachher der Krieg 1870 und es machte auf uns Kinder einen tiefen Eindruck, wie sie bloß immer jammerte und flehte, der liebe Gott möge sie doch zu sich nehmen, damit sie soviel Entsetzliches nicht noch einmal erleben dürfe. — Wenn wir in der Dämmerstunde bei ihr angelangt waren, damals in der Weihnachtszeit, dann legte das Mädchen, ehe wir ins Zimmer traten, meine kleine Hand auf den Henkel des Korbes und ich mußte ihn mit einem schönen Gruß von den Eltern übergeben. Ich war selbst neugierig auf den Inhalt des Korbes und freute mich mit der Beschenkten darüber, wenn sie ihn auspackte und sich über jedes Stück des Inhalts — es waren meistens gute Sachen zum Essen und Trinken — gar nicht genug wundern und freuen konnte.

Wenn ich mich in jene Zeit zurückversetze, so zeigt sich meinen geistigen Augen noch manch anderes Bild. Männer und Frauen, die Freunde unseres Hauses waren, die unsere Kinderzeit mit ihrer Liebe treu umsorgten, und die andererseits durch diese Freundschaft vor jeder harten Sorge des Lebens geschützt waren. Und noch etwas anderes erhebt sich immer deutlicher in meinem Bewußtsein, daß durch solches Leben und Helfen der Eltern nicht nur in dem Kinde das soziale Empfinden und die Freude, andere zu erfreuen, geweckt wird, sondern daß dieses Kind im späteren Alter bei solcher Erinnerung nur mit Liebe und Verehrung an seine Eltern denken kann. Mehr als Worte und Ermahnungen bleibt solch ein Bild haften. Und je reifer der Mensch wird, desto mehr sagt es ihm; und es beleuchtet ihm die teuern Verstorbenen mit einem hellen Schein und zeigt ihm ihren Charakter in ihrer Herzensgüte und Rechtlichkeit. Das ist der Segen, der auf die Schenkenden selbst zurückfällt; ihr Andenken bleibt in liebevoller Verehrung erhalten.

Der Fortschritt der Kultur zeigt sich nicht nur im Schaffen von neuen Lebensbedingungen und neuen Lebenswerten, sondern auch in dem weisen Festhalten alles Guten früherer Zeit, so daß es uns mithilft, das Neue würdig zu verwerten und zu genießen.

Gesundheitspflege.

• **Die künstliche Färbung von Nahrungsmitteln.** Bei den Genußmitteln, die überhaupt eine mehr künstliche Herstellung erfordern, wie namentlich bei den alkoholischen Getränken ist die Anwendung von Mitteln zur Erzielung angenehmer Farben in weit verbreiteterem Gebrauch und gilt auch als durchaus einwandfrei, soweit nur bestimmte, durch alte Ueberlieferungen empfohlene Stoffe zur Benutzung kommen. Eine schier unendliche Mannigfaltigkeit herrscht bei der Färbung der Schnäpse. Früher wurde dazu fast ausschließlich Karamel gebraucht, eine braune Masse, die einfach durch Erhitzen von Zucker erzeugt werden kann, wie dieser in Wasser und Alkohol löslich ist und eine ungemein stark färbende Kraft besitzt. Derselbe Stoff wird auch zur Färbung von Apfelwein und Bier verwertet, doch setzt man namentlich beim Apfelwein oft noch einen Aufguß von Zichorie oder auch etwas Cochenille hinzu. Das Bier erfährt seine Färbung rechtmäßig durch die Stoffe, die sich bei der Dörrung des benutzten Getränkes ergeben. Aus der Pflanzenwelt kann überhaupt eine sehr große Zahl von Farbstoffen gezogen werden, die als gänzlich unschädlich bezeichnet werden dürfen, und ebenso groß ist die Zahl der Nahrungsmittel, deren Aeußeres durch ihre Verwendung verbessert werden könnte. Im allgemeinen muß man sich wahrscheinlich auf den Standpunkt stellen, daß die Erhaltung der Naturfarbe das beste wäre, aber die Menschheit haftet nun einmal so sehr an Aeußerlichkeiten, daß es ein wirtschaftlicher Fehler wäre, die Benutzung harmloser Färbemittel zu verbieten. Nicht nur Genußmittel, sondern auch eigentliche Nahrungsmittel fallen unter diese Regel, Butter und namentlich ihre Ersatzstoffe, verschiedene Oele, mancherlei Süßigkeiten auch in der Form von Gelees und Marmeladen, verschiedene Erzeugnisse der Bäckerei und Konditorei, auch Konserven von Gemüsen und Obst und sogar Fleischkonserven. Gegen die Färbung mit gänzlich unschädlichen Stoffen wie Safran, Karrottin, Kurkuma, Orlean, ist gewiß nichts einzuwenden. Aber auch andere Stoffe werden zugelassen, wenn sie in ganz kleinen Mengen gebraucht werden, obgleich die durch die Gesetze gestattete Freiheit in einzelnen Ländern recht verschieden ist. In Frankreich beispielsweise kann zur Färbung von eingemachten grünen Früchten und auch von grünem Gemüse Kupfervitriol gebraucht werden, falls die Menge des Salzes, das bekanntlich aus Kupfer und Schwefelsäure besteht, den Betrag von 100 Milligramm auf je 1 Kilogramm der Ware nicht übersteigt. Für die Färbung von Pflanzenfettstoffen, die bei den gegenwärtig gestiegenen Butterpreisen immer mehr in Aufnahme kommen, ist eine ganze Reihe von chemischen Verbindungen empfohlen und zum Teil auch zugelassen worden. Die Chemie ist eben heute nicht nur unendlich vielseitig, sondern auch so sorgsam in ihrer Arbeit, daß man sich auf ihre Angaben mit Bezug auf die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit verschiedener Stoffe durchaus verlassen kann. Wenn man aber die ganze Fülle von Färbemitteln übersehen will, die heute von der Wissenschaft der Industrie dargeboten werden, so muß man wieder auf die Likörfabrikation zurückgreifen. Früher beschränkte man sich dort, abgesehen von den bereits genannten Stoffen auf andere pflanzliche Zusätze wie Lakritzensaft (Süßholz), Außerextrakte, die Farbstoffe der Nessel, Veronika, Indigo usw., aber diese Liste verschwindet gegen die Länge der Aufzählung von chemischen Verbindungen, die im Laboratorium zu gleichen Zwecken hergestellt werden, und zwar für alle Farben, die das Auge nur begehren kann. In der Tat läßt sich heute aus einem wohlgefüllten Likörschrank eine vollständige Farbenskala zusammenstellen, vom blassen Rosa bis zum tiefen Violett durch alle Farben des Sonnenspektrums hindurch.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 30:
„Alp".

Richtige Lösungen gingen ein 80. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 93. Das Rätsel wurde richtig gelöst:
aus Halle von: Anna Schütze, Karl Ahnert, Marie Gebke, Gertrud Stroedter, Elly Schulze, Arthur Du Bois, Em. von Weber, Margarete Berger, Richard Hofmann, Käthe Breitter, Willy Kelterer, Schröder, Kurt Linke, Hedwig Hilpert, Johanna Hilpert, R. Kipp, Bernhard Scheithauer, Fritz Helmke, Frau Ida Nogel, Louis Reuter, Carl Döling, Frl. Köhler, B. Krebs, Frau Richter, Kurt Hallupp, Frau Hagemann, H. Schwan, Erich Brämer, Frau Bertha Hennig, Paulchen Herbst, Oskar Krieger, Louis Matthäi, Wilhelm Siegmann, R. Stübler, E. Wilke, Paul Hilpert, Kunitz, Margarete Kort, Fritz Dieß, Karl Schröder, Frau Wiswinger, Paul Flemming, Flora Driewusch, Frau Mimi Wispplinger, Anna Wittstock, Frau vom Hagen, Frau Dr. E. Kleemann, Frau Helene Kohlmann, Mathilde Grimm, Frau Auguste Röver, Ernst Beyrich, Anna Patzschke, Bertha Peter, Marianne Gaus, Elly Heimerdinger, Oskar Hanke, Frau Dr. Lübben, Frau A. Schlecht, K. Schauer, Erna Schweidler-Halle, Frau Albrecht, Albert Hübner;
von auswärts von: Elsa Straß, Bitterfeld, Oskar Dietrich, Wernigerode, Otto Weinert Laucha, F. Jeschke, Ilsedom, R. Wendt, Löbejün, Frau Anna Eichhorn, Trebitz, Hanny und Werner Pfeffer, Leimbach, Anna Brandt, Merseburg, H. Rottig, Merseburg, Hella Ohm, Merseburg, Paul Klose, Göthen, H. Lehmann, Löbejün, Richard Rühlmann, Zörbig, Charlotte und Anna Dietrich, Merseburg, Paul Rust, Dölau, B. Schwarz, Nietleben, Emma Schmidt, Döllnitz, Frz. Stuckas, Lettin, Herbert Zörner, Bitterfeld, P. Börnike, Gröbers, M. Zenker, Merseburg, H. Zeiger, Merseburg, W. Klüshendorf, Ammendorf, August Fügner, Augsdorf.

Die Prämie: „Wer tat's?"
Roman von Konrad Telmann
entfiel auf **Kurt Linke**, hier.

Rätsel.

Vom Ganzen ist es ein winziger Teil
Und sättigt fürwahr kaum ein kleines Tier;
Und wiederum ist es so hoch und steil,
Und ragt mit dem Haupte ins Wolkenrevier.

Prämie: Heinrich Heine, Buch der Lieder, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Dreizüger von O. Würzburg.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 29.
Vierzüger von C. Behting.

1. Lc3—b6 1. Sg1—f3
2. Sd4—e6 2. Sf3 n. d2 (Sd4, Se6)
3. Se6—f4 3. Beliebig.
4. Sf4—d3 matt.

Auf 2. . ., Sf3—g5 folgt 3. Se6 n. g5 usw.; A) auf 1. . ., Sg1—h3 2. Sd4—e2+, d3 n. e2 3. d2—d3+ usw.

Druck und Verlag: Verlag des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis Verlag von M. Kutschbach — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 31 Halle a. S., den 4. August 1912

Der Alp.

Novellette von **Hugo Oeberg.**

Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen v. **Rhea Sternberg.**

In den Kreisen, in denen ich verkehre, wird es immer seltener, daß man mit phantasievollem Respekt von seinen Träumen spricht und von seinen Erfahrungen aus dem Ueber- oder Unterbewußtsein, wie man es nun nennen mag.

Doch neulich saß ich in einem großen Hotel am Bahnhof mit einem Bekannten in einer Fensternische des Cafés. Es war gegen Mittag, leuchtend klar fiel das Licht durch die hohen Spiegelscheiben. Wir waren die einzigen Gäste in diesem intimen Lokal mit den weichen, dunkelgrünen Möbeln unter der niedrigen Decke mit ihren schweren Friesornamenten aus grobem Stuck. Ab und zu kam ein Kellner aus dem Dunkel zwischen den Säulen des Hintergrundes hervor und stellte sich eine Weile an die Glaswand in die Sonne. Draußen im Vestibül bewegten sich zwischen den dicken, leuchtenden Spiegelscheiben der vielen Türen wie in einem Irrgarten die Silhouetten von Garderobier und Portier. Das ganze Milieu auf dieser Seite des großen Komplexes lag in einer schlummernden Friedensstimmung.

Der Mann, mit dem ich dort saß, ist Stationsinspektor weit unten an der Bahnlinie, eine hohe, kraftvolle Gestalt mit einem klugen, sensiblen Gesicht. Ich hatte ihn jahrelang nicht gesehen; früher trafen wir uns öfter im Kreise von Kameraden in diesem Lokal beim Glase. Damals war er ein heiterend nervöser Tausendsassa, nun saß er da in seiner Sofaecke als ein starker, selbstbewußter Mann und verbreitete eine sonnige Ruhe um sich.

Wir waren in die Stille um uns versunken, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, als ich ihn ganz unvermittelt sagen hörte: „Was mein Leben als Mensch gerettet hat, war ein Traum. Ohne diesen Traum wäre ich jetzt ein Gespenst."

Eine kleine Pause, dann begann er von neuem mit einer Bewegung nach dem Bahnhof hin.

Als ich hier meinen Posten hatte, handelte ich ganz ohne Ueberlegung. Heiratete mit meinem kleinen Einkommen! Lebte aber daneben mein Junggesellenleben weiter! Es war zu toll."

Mit einem bitteren leisen Lächeln strich er die Asche von seiner Zigarre ab und starrte vor sich hin. Dann fuhr er lebhaft fort: „Nicht etwa, daß ich meiner Familie untreu gewesen wäre! Aber ich verkehrte weiter mit meinen Freunden aus der Junggesellenzeit, und das kostete Geld. Und es kam ein Kind nach dem anderen, die Zeiten wurden immer teurer, ohne daß das Einkommen sich in gleichem Verhältnis vermehrte. Aber all das weißt Du ebenso gut wie ich. Wir haben es ja alle durchgemacht."

Wieder schwieg er. Mit einer Nervosität, die an seine früheren Zeiten erinnerte, sah er sich im Lokal um und beugte sich dann näher zu mir:

„All diese Darlehen, diese Amortisationsanleihen, diese Wechsel und all die Geschichten, die von Jahr zu Jahr schwerer zu tragen waren und uns schließlich Tag und Nacht wie ein Alp ritten! Am schlimmsten an den Feiertagen, wenn wir gern für unsere Lieben aus vollen Händen geschöpft hätten, aber es nicht konnten."

Er hatte eine Hand auf meinen Arm gelegt und hielt ihn unbewußt fest umklammert. „So kam dann der Winter. Ich war völlig vernichtet von Kummer und Arbeit, wie ein Verdammter wand ich mich Nacht für Nacht im Bett ohne Schlummer. Neujahr nahte heran mit Miete und Kälte und Hunger und Wechselprotesten und allerlei Schande; ich sah keinen Ausweg, wenn ich nicht mehr leihen konnte. Wie ich im Dunkel der Nächte litt, wenn in meinem erhitzten Gehirn alles phantastische Dimensionen annahm, das läßt sich nicht beschreiben. Zuweilen glaubte ich zu verstehen, daß es doch höhere Mächte geben müsse, auf die man sich verlassen könnte, und dann betete ich. Aber im nächsten Augenblick schien mir alles wieder hoffnungslos, und ich meinte, ich müsse wahnsinnig werden. Ich lief ja Gefahr, meinen Posten zu verlieren, wenn ich Konkurs anmeldete. Und die Leute, die durch mich fallen würden, waren arme Kameraden. Das war das Allerschlimmste."

*

Er ließ meinen Arm los und richtete sich auf. Wir blickten beide nach dem Irrgarten des Vestibüls, wo die Reflexe der Wintersonne auf den Spiegeltüren von allen Seiten blitzten. Dann ergriff seine Hand wieder meinen Arm:

„Am Neujahrstage war ich bei einem Baumeister eingeladen, einem Manne, dem ich bei unseren Junggesellengelagen hier im Hotel begegnet war. Er schien reich zu sein . . . große Wohnung . . . Frau mit Brillanten . . . Sekt feinster Marke . . . Liköre . . . Grogs . . . Ich war der letzte Gast in jener Nacht . . . versuchte, eine Anleihe zu machen . . . gern, wenn er nicht zufällig selbst in Verlegenheit gewesen wäre . . . alles festgelegt . . . unmöglich, Geld flüssig zu machen . . . doch, wenn es acht Tage Zeit hätte, dann könnte ich so sicher, wie ich da saß, so viel bekommen, wie ich wollte . . . Aber nur nicht den Kopf verlieren, Du, der über eine Amtskasse disponiert . . . für ein paar Tage leihen, das sei ja wohl kein Verbrechen . . . wieviele hatten das schon getan . . . Prost! . . . Meine ehrliche Hand darauf, daß ich Dir helfe . . . könnte selbst augenblicklich einen Tausender gebrauchen . . . In acht Tagen ist alles in Ordnung . . . Prost, Bruder, fühle meine ehrliche Hand! . . ."

Ohne meinen Arm loszulassen, beugte er sich über den Tisch, den Kopf in die andere Hand gestützt, und saß einige Minuten schweigend. Dann kam er wieder zu sich, gab mich frei und kreuzte die Arme über der breiten Brust. In ruhigerem Ton fuhr er fort:

„Als ich nach Hause kam, war ich stark betrunken, mein ganzer Körper glühte. Aber mein Gehirn war kalt, ich hatte einen verzweifelten Entschluß gefaßt: ich wollte für einige Tage Geld aus der Kasse nehmen! Er hatte mir eine Sicherheit gezeigt, die er mir zur bestimmten Stunde überlassen würde . . . Ich kleidete mich aus und fiel sogleich in Schlaf. Und da träumte ich jenen Traum . . . Ich kam aus der Expedition und traf meine Frau im Vorraum. Es waren viele Leute da, man wartete auf das Abgehen des Schnellzugs. Da, während ich neben meiner Frau weiterging, verlor ich plötzlich meinen Kopf. Ich sah ihn ein weites Stück über den Steinboden rollen, ging ihm nach, um ihn aufzuheben und setzte ihn mit größter Vorsicht wieder auf seinen Platz, damit die Fugen genau ineinander paßten. Niemand hatte beobachtet, daß ich meinen Kopf verloren hatte und ruhig gingen wir dem Ausgang zu. Doch nach wenigen Schritten purzelte mein Kopf zum zweiten Male herunter. Wieder sah ich ihn ein ganzes Ende von mir entfernt auf der Erde liegen und eilte ihm nach, um ihn aufzuheben. Aber dieses Mal setzte ich ihn verkehrt, so daß ich ihm, als ich ihn in gleicher Höhe mit meinen Augen hielt, ins Gesicht sah, anstatt in den Nacken. Da wurde ich traurig und hätte fast geweint, wandte ihn dann aber um und setzte ihn auf, wie er sitzen mußte. Zur Sicherheit knöpfte ich ihn mit meinem Kragenknopf im Nacken fest. Und wir gingen weiter.

Aber da! Zum drittenmal stürzte mein Kopf herunter und schlug hart auf den Steinboden auf, ein weites Stück von mir entfernt. Nun konnte ich das Weinen kaum mehr unterdrücken, so leid tat es mir um mich, der ich meinen armen Kopf nicht behalten durfte. Und als ich mich herunterbeugte, um ihn aufzuheben, da sah ich, daß er tot war, der Mund zusammengekniffen, die Augen geschlossen, das Gesicht blau und starr. Und er war ganz besudelt von dem Stiefelschmutz all der Sohlen, die den Steinboden traten. Da nahm ich ihn, trug ihn in die Toilette, säuberte ihn unter der Brause der Leitung an der Wand und setzte ihn wieder an seinen Platz. Aber ich war so verzweifelt, daß ich fast zusammenbrach. Als ich zu meiner Frau herauskam, wagte ich nicht, meinen Kopf loszulassen, sondern hielt ihn mit beiden zitternden Händen an seinem Platze fest.

„Wir fahren wohl mit der Straßenbahn nach Hause?" fragte meine Frau. „Nein", erwiderte ich, „wir müssen eine Droschke nehmen, ich kann zwischen all den Menschen in der Straßenbahn nicht mit dem Kopf in der Hand sitzen." „Aber wir haben ja kein

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120804023/fragment/page=0001

Geld", meinte sie. Da brach mir das Herz vor Verzweiflung und — ich erwachte.

Das Zimmer war halbdunkel, und im Finstern sah ich mein kleines Töchterchen sich in seinem Bett bewegen. Aengstlich stand ich auf. Vielleicht war sie ohne Kopf geboren als Tochter ihres Vaters? Gehörte einem gespensterhaften Geschlecht von Verdammten an? O mein Gott, Barmherzigkeit! Nein, sie hatte einen Kopf! Gott sei Dank! .... Ich kam zum Bewußtsein und wurde ganz wach. Und der Alp der Nacht wich dem des Tages. Dem gewohnten!"

Er richtete sich auf und strich mit der Hand über seine schöne, klare Stirn. Ich sah einen unserer gemeinsamen früheren Kameraden durch die große Außentür in das Vestibül treten. Dann tastete des Träumers Hand nach der meinen, und seine Stimme klang nun wieder klar:

„Und wer nicht aus der Kasse nahm, das war ich, mein Bruder! Ich deutete den Traum als eine Warnung, nicht den Kopf zu verlieren, sondern lieber die Unannehmlichkeiten eines Konkurses zu wagen. Und ich hatte richtig gedeutet, denn drei Tage später kamen die Kontrolleure ganz unerwartet, und mein Freund, der Bauweister, war in Konkurs geraten. So ging es zu, daß ein Traum mein Leben als Mensch gerettet hat. Denn wenn ich Geld aus der Kasse genommen und den Fehlbetrag nicht hätte decken können, ehe die Kontrolle kam, so hätte ich es nicht überlebt."

Ich erwiderte den Druck seiner Hand und blickte in meine eigene Traumwelt. Doch da kam aus dem Vestibül lärmend unser Kamerad:

„Gehorsamer Diener, alte Burschen, sitzt Ihr hier und sonnt Euch?"

„Glaubst Du an Träume?" fragte ich.

Mit einem Ruck zog er einen Stuhl an unsern Tisch und setzte sich.

„Ist's gestattet? Träume! Ich finde es ungehörig, von seinen Träumen zu sprechen. Ich tue es niemals."

Hatte er recht? Ist es mit Träumen wie mit Erscheinungen: soll man sich hüten, von ihnen zu sprechen, wenn man sie erlebt hat? Ja, ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß einmal ein Traum einem Manne das Leben gerettet hat.

Postillon d'amour.

Eine lustige Reiseerinnerung von Edith Neumert.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Rhea Sternberg.

Es war in dem goldenen Zeitalter der Postillone in den herrlichen entschwundenen Tagen der Romantik.

Er war achtzehn Jahre alt, ein neugebackener Student, bald schwärmerisch gestimmt, bald übermütig wie ein Füllen und geneigt zu den kleinen, heiteren Abenteuern, von denen die Welt so schwindelnd voll ist, wenn man nur Jugend und Humor genug besitzt, um sie im Fluge zu erhaschen. — — — —

Der gelbe, breitspurige Wagen mit seinem roten Postillon rollte vor das Posthaus in Saeby. Der Postillon schwang sich vom Bock, schlug die schwere Wagentür auf und tutete in sein Holzhorn.

Die Leute in Saeby drehten sich in ihren Betten um. Na — die Uhr war also zwölf. Und sie schnarchten weiter.

Der junge Student kam aus dem Posthaus und sprang leicht wie eine Feder in den Wagen.

Es war zur Zeit der hellen Nächte. Doch die hellen Nächte sind in Dänemark zuweilen sehr dunkel, und er war sich nicht gleich darüber klar, ob er der einzige Passagier war. Ja — dem Himmel sei Dank! Er war allein. So konnte er also ein ordentliches Schläfchen tun.

Er hatte gerade sein weniges loses Gepäck und sich selbst tief in der warmen Wagenecke zurechtgelegt, als der Postillon im letzten Augenblick die Tür aufriß. Zwei verspätete Passagiere, zwei Damen — so viel konnte er in der Dunkelheit unterscheiden — wollten noch nach Aalborg mit, Mutter und Tochter, wie sich bald feststellen ließ.

„Alvilda, beeile Dich doch, mein Kind. Es ist die höchste Zeit. Und sei vorsichtig, heb den Rock gehörig hoch, denke dran, daß Du Dein feines helles Kleid anhast, und diese Postwagenräder sind gewöhnlich nicht sehr sauber."

„Madame kann ganz ruhig sein. Der Wagen ist eben gewaschen und eingeschmiert", sagte der Postillon.

„Ja, eingeschmiert, das will ich glauben", sagte die Dame bissig. „Das fürchte ich ja gerade, wird meine Tochter auch werden."

Der Student drückte sich tief in eine Ecke, um den Damen Platz zu machen. Aus dem Schlaf würde nun doch nichts werden! Nachdem der Wagenschlag mit einem wütenden Knall zugeworfen worden war, vernahm er nun zum ersten Male auch die Stimme der Tochter. Einen entzückend schalkhaften Ton hatte sie.

„Hast Du gehört, Mama, daß er Dich „Madame" tituliert hat? Nun ja, Papa ist ja auch nur Gymnasiallehrer, also gebührt Dir ja auch nichts Besseres."

„Ein naseweiser Bursche!" antwortete die Mutter und ließ sich schwer wie ein Sack in die nächste Ecke plumpsen.

Für den Studenten war die Situation ein wenig peinlich, denn die beiden Damen hatten offenbar keine Ahnung davon, daß sie nicht allein waren. Er fand es daher in der Ordnung, seine Anwesenheit durch ein „Hm" zu erkennen zu geben.

„O Gott, ist hier jemand?" rief die bejahrtere der beiden Damen. „Man sieht ja nicht die Hand vor den Augen in diesem schrecklichen Rumpelkasten!" Sie schlug mit der Hand in die Luft und traf den Studenten nachdrücklich mit den Fingern zwischen Nase und Augen, da dieser sich vorgebeugt hatte, um die Damen zu begrüßen. Nach einer so intimen Berührung war die Vorstellung bald erledigt. Sie entschuldigte sich wegen ihres Attentates, und der Student versicherte galant, daß weder seine Augen noch seine Nase Schaden genommen hätten. Er erzählte, daß er sich auf einer Ferienreise nach einem Gutshof bei Aalborg befände, und die Damen sagten, sie befänden sich auf einer ähnlichen.

In seiner jugendlichen, leicht entzündbaren Phantasie stellte er sich natürlich die junge Dame, die an seiner linken Seite saß, als ein Wunder von Schönheit vor. Sehen konnte er sie ja nicht, und so hatte seine Einbildung den weitesten Spielraum. Und dann diese Stimme! Die konnte man sich nur in einem schönen Körper denken. Der frische, etwas naseweise Ton ließ annehmen, daß sie solch ein lustiges, neugieriges Stülpnäschen hatte, wie er es ganz besonders liebte.

Die Unterhaltung zwischen ihnen war bald im Gange. Die Mutter hielt sich sehr zurück, als habe sie das richtige Gefühl, sonst lästig zu werden. Immer seltener wurden ihre nichtssagenden jeweiligen Bemerkungen, die wie nüchterne Prosa hineinklangen in die jubelnde Poesie dieser Sommernacht, und nach einer halben Stunde war des Studenten heimlicher Wunsch erfüllt; ein verhältnismäßig heftiges Schnarchkonzert war fortan der einzige Beitrag, den sie noch zur Unterhaltung lieferte.

Man muß zugeben, daß die Situation delikat war, höchst delikat. Einer von den glücklichen, nur allzu seltenen Zufällen des Lebens. Und dieses beneidenswerte Los hatte einen Mann getroffen, der sein fast unbegreifliches Glück zu schätzen und auszunützen wußte. Er entfaltete seine ganze angeborene Liebenswürdigkeit. Wie dankbar war er nun für die Tüte kandierter Leckereien, die seine kleine Cousine ihm verehrt hatte. Sie ersetzte ihm eine Menge zeremonieller Einleitungsphrasen. Und die schöne Unbekannte offenbarte einen Appetit für kandierte Früchte, wie er es kaum zu hoffen gewagt hatte.

Wovon sie sprachen? Ach, wenn er das wüßte! Das Meiste war natürlich ein törichtes Gerede, wie Verliebte es so reizvoll finden. Ach ja, er erinnerte sich noch, daß er sich in eine tiefsinnige Erörterung darüber einließ, inwiefern man annehmen darf, daß die Tiere eine Seele haben, und daß er dabei mit der Fertigkeit eines Taschenspielers den Handschuh ihrer rechten Hand aufzuknöpfen suchte — und das geschah so selbstverständlich und so ganz ohne Widerstand von seiten der schönen Unsichtbaren, als stände die Frage von der Tierseele in allerenstter Verbindung mit dem Aufknöpfen von Damenhandschuhen. Als er es endlich am Schlusse seines Vortrags als eine absolute und unerschütterliche Wahrheit feststellte, daß auch das stumme Tier eine Seele besitzt, lag ihre rechte Hand in seiner linken, während er mit seiner andern ihren Handschuh in seine Rocktasche praktizierte als ein Liebespfand, das ihm keine Macht der Welt je entreißen sollte.

Wie weich und fein und klein erschien ihm ihre Hand — ihre Weiße leuchtete ihm zu durch die dichte Finsternis des Wagens, er führte sie an seine Lippen und hielt sie lange zärtlich an seinen brennenden Mund. Er war im Zenith der Begeisterung, er küßte sie wieder und wieder, während er mit verzehrender Sehnsucht und äußerster Spannung den Anbruch des Tages im Osten erwartete, damit er die ganze Schönheit seiner Geliebten im klaren Licht erschauen könne!

Sie versuchte nicht, auch nur den geringsten Widerstand zu leisten. Das wunderte ihn — doch nur für einen kurzen Augenblick. Es drängte sie wohl, wie ihn selbst, ihren brennenden Durst zu stillen nach ein wenig Poesie in diesem Jammertal der Prosa, und sie war wohl — halb wider ihren Willen und ihre jungfräuliche Keuschheit — überwältigt von der Kühnheit, mit der er vorgegangen war, und fürchtete am Ende, daß er in seinem gerechten Zorn Skandal machen könnte, wenn sie sich nicht ergeben seinem männlich kecken Willen und seiner stürmischen Leidenschaft beugte! Vielleicht — wer weiß — war auch sie bezaubert von dem Klang seiner Stimme, wie er von dem der ihren. Genug, sie ergab sich in ihr Schicksal und ließ ihn ruhig ihre Hand behalten, die er plötzlich, von einer instinktiven Furcht gepackt, nervös untersuchte, um sich zu überzeugen, ob sie auch nicht etwa die goldene Fessel am vierten Finger trug.

Himmel: Habe Dank! Sie war — frei!

Er sah sie bereits als seine ihm vor Gott und Menschen gesetzmäßig angetraute Gattin. Seine halbbetrunkene Phantasie zauberte seinem inneren Auge das Bild einer glücklichen Ehe und einer reichen Nachkommenschaft vor. Ach, wie würde er dieses entzückende kleine Wesen vergöttern, es auf Händen tragen von morgens bis abends, und es füttern mit dem Inhalt einer unendlichen Reihe von Tüten mit kandierten Früchten!

Sie sprachen nicht. Sie waren in seliges Schweigen versunken. Er hatte seinen Arm um ihren geschmeidigen Rücken praktiziert, und vertrauensvoll lehnte sie den Kopf an seine Brust.

Die Mutter schnarchte weiter, ohne zu ahnen, daß das Schicksal ihrer Tochter in dieser stillen, schmachtenden Nacht besiegelt worden war.

Da — begann der östliche Horizont hinter fernen Höhen den matten Lichtschein anzunehmen, der den herannahenden Tag verkündet. Sein Herz klopfte immer gewaltsamer; sie bemerkte seine wachsende Unruhe, und sie begriff die Ursache. Sie war selbst gespannt und benommen. Und ganz sacht hob sie den Kopf und blickte auf zu seinen männlichen Zügen. Und beim ersten Schein der rosenfingrigen Eos trafen sich ihre Blicke, und instinktiv und plötzlich erhob er sich mit einem Ruck und entfernte ihr liebenswürdiges Antlitz ein wenig von dem seinen. Ein kalter Schauer überrieselte ihn, der beim Nackenwirbel begann und keine Ruhe fand, ehe er seinen ganzen Körper bis hinab in die große Zehe passiert hatte.

Fräulein Alvilda bemerkte sein Uebelbefinden. Sie wandte das Gesicht nach dem Fenster auf der andern Seite und erblaßte, während die rosenfingrige Eos mehr und mehr errötete.

Ihr himmlischen Mächte! Warum mußte er so hart gestraft werden? War seine Schuld wirklich so groß?

Er betrachtete mit tiefem Weh Alvildas Nase. Ach — es war keine Stülpnase! Sie war breit und flach, mit zwei kreisrunden, weit offenen Nasenlöchern. Ihr Mund war viel zu groß, und ihre Kinnbacken in einer Weise entwickelt, die ihre unbezähmbare Gier nach kandierten Früchten rechtfertigte.

Er war stumm — und er blieb stumm. Er fühlte einen schier unüberwindlichen Drang, die Wagentür aufzureißen und allem zu entschlüpfen, hinaus über die Heiden und Felder. Doch — der Turm der Rudolfi-Kirche zeigte sich bereits. Aalborg konnte nur noch eine Viertelmeile entfernt sein. Nein — er wollte die Qual ausbalten wie ein Held.

Endlich, endlich rollte der Wagen über die Steinbrücke der Stadt. Und die Mutter erwachte. Sie rieb sich die Augen, und als sie sich über die Situation klar wurde und die Sache überlegte, betrachtete sie ihre Tochter und den Studenten mit einem forschenden Blick. Da sie jedoch weder in seinem noch in ihrem Mienenspiel Grund zu Besürchtungen fand, war sie beruhigt.

„Na, ich hab mal gut geschlafen. Du wohl auch? Und Sie?"

„Ja — ja," antwortete der Student, ich habe sogar noch obendrein einen garstigen Traum gehabt." Er wußte ja, daß er in wenigen Minuten ein freier Mann war, und das gab ihm den Mut, sich als Bramsewind zu gerieren.

Da hielt der Wagen. Mit einem heftigen Griff riß der Kutscher den Schlag auf. Der Student lüftete die Mütze und wollte mit einem raschen Lebewohl Abschied nehmen. Aber — Fräulein Alvilda vergönnte es ihm nicht, so leicht zu entkommen. Hurtig sprang sie auf, stellte sich ihm in den Weg, so daß sie die Tür sperrte, und schien etwas im Wagen zu suchen. Sie wollte sich an dem Treulosen rächen und setzte alles auf eine Karte.

„Gott mag wissen, wo mein einer Handschuh geblieben ist!" sagte sie mit der unschuldigsten Miene der Welt.

„Dein Handschuh?" schmollte die Mutter, „hast Du nun wieder Deine Handschuhe verlottert?"

„Ja, aber er muß hier sein, Mama. Ich hatte sie beide, als wir in Saeby in den Wagen stiegen." Und Fräulein Alvilda wandte sich plötzlich zu dem Studenten um. Die Erbitterung über seinen schnöden Rückzug machte sie kühn. „Wissen Sie nicht, wo er ist?"

„Nun," antwortete er entschlossen, „Ihr Handschuh? Ist es nicht dieser hier?" Die zugespitzte Situation gab auch ihm Mut, und als sei es die natürlichste Sache von der Welt, zog er ruhig ihren Hnadschuh aus der Rocktasche. Aber da erhob sich die Mutter von ihrem Platz. Ihre Stimme zitterte vor Aerger.

„Der Handschuh meiner Tochter? Wie kommt meiner Tochter Handschuh in Ihre Tasche, mein Herr? Das ist vielleicht geschehen, als Sie so garstig träumten, wie Sie sich vorhin auszudrücken beliebten?" zischte sie.

„Ja — allerdings!" antwortete der Student, „es muß geschehen sein, während ich träumte."

Und mit einem raschen Sprung war er aus dem Wagen und verschwand um die nächste Ecke.

Vom rechten Helfen.

Von **Laura Frost.**

Wir wissen, daß die Not in sehr verschiedener Gestalt auftritt und daß daher in sehr verschiedener Weise geholfen werden muß. Der eine ist so einsam, daß allein der Verkehr mit lieben Menschen ihm eine Hilfe in seiner seelischen Not ist; der andere braucht eine zielbewußte Führung auf seinem Lebenswege, da er das Gute will, aber selbst leicht schwankend ist; noch ein anderer ist bedürftig und braucht unsere wirtschaftliche Unterstützung. Von diesem letzten möchte ich hier sprechen.

Es gibt mancherlei Reichtum in der Welt; man spricht z. B. von einem Reichtum des Geistes, einem Reichtum des Herzens, einem Reichtum an Geld. Aber trotzdem in jedem dieser drei Fälle vom Reichtum die Rede ist, wird er als solcher doch sehr verschieden bewertet. Und der alleräußerlichste, allerunpersönlichste Reichtum, der Reichtum in klingender Münze hat eine besondere Ausnahmestellung. Jeder Mensch nimmt gern von dem anderen die geistige Anregung; er freut sich dessen und setzt gern diesen Verkehr fort, um immer mehr zu gewinnen. Und niemand findet darin etwas Unrechtes oder Gewinnsüchtiges oder Niederdrückendes. Genau so verhält es sich mit dem Liebhaben, mit den Beweisen der Liebhabens, den Zärtlichkeiten, die man empfängt. Gewiß, man gibt sie auch wieder; aber man rechnet doch nicht damit; man nimmt auch gern viel mehr davon, als man wiederzugeben vermag. Kein Peinlichkeitsgefühl beeinträchtigt die Freude, soviel Liebe zu empfangen.

Wenn nun diese geistig so anregenden Menschen, diese mit dem reichen Gemütsleben, wirtschaftlich bedürftig sind, so sollte man eigentlich denken, daß auch dann ein Austausch stattfindet, ein Austausch mit dem Reichtum am klingender Münze. Aber das ist sehr selten der Fall. Nicht nur, daß der Besitzer dieses Reichtums oft gar nicht daran denkt, daß er dem ihm in anderer Weise so reich Gebenden damit helfen könnte, dieser selbst, der wirtschaftlich Bedürftige, würde sich unaussprechlich gedemütigt fühlen, wenn ihm mit Geld vom Freunde geholfen werden sollte. Ja, es kommt häufig vor, daß solches Geben die Freundschaft zerstört, und daß die alte ehrliche Unbefangenheit des Verkehrs für immer dahin ist.

Es will mir scheinen, als ob diese verschiedene Bewertung oder vielmehr diese gar zu hohe Bewertung des wirtschaftlichen Reichtums nicht ganz richtig ist, und ich wünschte wohl, es möchte ein jeder dazu beitragen, diese Auffassung ein wenig zu ändern, es wäre dieses gewiß unserm materialistischen Zeitalter zum Nutzen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, denke ich hier nicht an die wohlhabenden Leute und deren Verhalten, die von Bittenden überlaufen werden. Es wird da oft mehr gegeben werden, als es gut und dienlich ist; und auch die zweite Annahme wird da selten zutage treten, daß der Empfänger sich durch solche Hilfe niedergedrückt und gedemütigt fühlte. Sondern ich spreche hier von Menschen, die sich nahe stehen, die Freund zueinander sind, die miteinander herzlich verkehren. Diese sollen bei allen Idealen ihres Verhältnisses auch dem Realen des Lebens seine gebührende Stelle einräumen.

Nun lassen sich die materiellen Werte allerdings viel mehr berechnen, als die ideellen; und vor allem lassen sich die Leistungen an Geld durch klare Zahlen feststellen. Und der Besitzende ist oft ein viel besserer Rechner und ein viel rationellerer Wirtschaftender als der Unvermögende. Trotzdem wäre es gut, wenn die gar zu große Bewertung des Geldes als Geschenk auf beiden Seiten, der des Schenkenden sowohl als der des Empfangenden, ein wenig gemildert würde; ein jeder müßte dazu beitragen, die gegenwärtige Auffassung etwas zu ändern. Ueberall im Leben findet ein Austausch statt; ein jeder gibt von dem, was er hat. Und wer sich an dem Reichtum des einen erfreut, sollte sich wohl verpflichtet fühlen, diesem dafür auch von seinem Reichtum mitzuteilen. Mit derselben harmlosen Selbstverständlichkeit sollte unter Freunden mit wirtschaftlichen, wie mit sittlichen Werten geholfen werden. Es ist kein glänzendes Zeugnis unserer fortschreitenden Kultur, daß dem Gelde eine so große, oft ausschlaggebende Bedeutung beigemessen wird.

Ich glaube, vor fünfzig Jahren fand da noch eine andere Bewertung statt. Deutschland stand noch vor der Zeit der Gründungen, des Millionenerwerbs und des Reichtums, der durch andere wirtschaftliche Möglichkeiten unter seine Bürger kam. Die wenigen Hauptlinien der Eisenbahn vermochten noch nicht, die Zentralpunkte des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, die an zahlligen Orten des offenen Landes bestanden, zu sprengen. In diesen kleinen Zentralpunkten aber entfaltete sich bei der Seßhaftigkeit ihrer Bewohner und der damit verbundenen lebenslangen Dauer ihres Zusammenseins ein starkes Gefühl gegenseitigen Interesses und der Zueinandergehörigkeit. Ein jeder war über das Wesen und Verhältnis des andern unterrichtet. Er wußte, was dieser gab und was er brauchte. Und so gab einer dem andern. Aber es wurde dabei nicht so viel gerechnet, wie heute. Es war eher etwas Selbstverständliches, etwas, das sich so gehörte, wenn gar kein Aufheben gemacht wurde. Die Gegenwart hat gegen früher vieles voraus. Aber es will mir scheinen, als wäre es wünschenswert, daß Einzelnes aus der „guten alten" Zeit doch hinübergerettet und beibehalten werden sollte. Dieses herzliche Interesse damals für einander barg soviel Nächstenliebe, soviel hohen sittlichen Wert; und daß es so selbstverständlich war, darin liegt wohl der stärkste Beweis für die ideale Denkungsart unserer Voreltern. Diese Denkungsart als unser Vorbild anzuerkennen und ihr nachzustreben, würde einen Gewinn für die sittliche Kultur der Gegenwart bedeuten.

Wenn ich an jene vergangene Zeit zurückdenke, so steht aus dem Leben meiner Kinderjahre ein Ereignis in meiner Erinnerung, das einen unauslöschlich tiefen Eindruck in mir hinterlassen hat. Ich sehe an einem trüben Dezembernachmittag Vater und Mutter geschäftig miteinander verhandeln, als ich, warm zum Ausgehen angezogen, zu ihnen in das Zimmer geführt wurde. Mit mir meine ältere Schwester; wir waren wohl fünf und sechs Jahre alt. Und ich sehe noch die beiden Körbe, die ein Mädchen mit mir fortschaffen sollte und weiß auch noch die Namen der beiden ältern Damen, zu denen wir gehen sollten, während meine Schwester zu zwei andern geschickt wurde. Das eine Fräulein war schon sehr hinfällig und war für uns Kinder deshalb so sehr interessant, weil ihr Haus tief unten im Grund lag und man immer von der gewöhnlichen Straße eine Holztreppe hinabgehen mußte, um an die Tür des kleinen Hauses zu kommen. Aber die andere war noch viel interessanter. Die hatte als kleines Kind die Belagerung und

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19120804023/fragment/page=0002